

„Das Geld“ von Zola.

Von Paul Lafargue.

(Fortsetzung.)

Auch in den Romanen Balzac's finden wir eine physiologische Nothwendigkeit, allein von ganz anderer Art, als die Zola's. Balzac knüpfte an Geoffroy de St. Hilaire an, den Schüler und Nachfolger Lamarck's, den genialen Vertreter der Theorie des Milieu, der Verhältnisse der Außenwelt und des Einflusses, den diese auf die in ihnen sich entwickelnden Wesen ausüben; an den Anhänger der Theorie, zu der sich auch Goethe bekannte, von der Korrelation (den Wechselbeziehungen), welche zwischen den verschiedenen Organen besteht. Jede Veränderung der Außenwelt findet sozusagen ein Echo in einer entsprechenden Veränderung der in ihm lebenden Thiere und Pflanzen, und jede Veränderung eines bestimmten Organs eines Thieres beeinflusst nothwendigerweise die Beschaffenheit seiner anderen Organe. Wenn es z. B. möglich wäre, die Form der Zähne des Löwen zu verändern, so würde dies auch eine veränderte Form seiner Kiefer zur Folge haben, gleichzeitig würden sich auch seine übrigen Organe und seine Charaktereigenschaften, wie Muth, Grausamkeit zc. verändern. Das Gleiche gilt von der Versehung von Thieren aus ihren natürlichen in künstliche Verhältnisse, wie dies z. B. bei den Hausthieren der Fall gewesen. Der Wechsel bedingt nothwendigerweise eine Veränderung der Organe, des Geistes und Charakters der betreffenden Thiere.

Balzac, der von der Wichtigkeit dieser Theorie durchdrungen war, verwendete eine unendliche Mühe auf die Beschreibung der Verhältnisse, in denen er seine Gestalten leben und weben ließ.

Er wich der Analyse der „tausenderlei komplizirten Ursachen“ nicht aus, die Zola einschüchtern, und die doch die Handlungen der Menschen bestimmen und deren Leidenschaften beeinflussen. Balzac analysirte dieselben vielmehr mit solchem Behagen, daß er für den Leser, der in der Lektüre eines Romans nur Zerstreuung und nicht Belehrung sucht, recht langweilig wird. Flaubert, Zola, die Goncourt, überhaupt die meisten Romanschriftsteller, die auf literarische Bedeutung Anspruch machen, gefallen sich in glänzenden Beschreibungen, welche an die Kunststücke der Virtuosen auf dem Klavier erinnern. Allein ihre Beschreibungen sind meist kleine Genrebilder, die oft lange im Voraus ausgearbeitet und im Schreibtisch für den etwaigen Gebrauch sorgfältig aufbewahrt worden sind. Sie werden hier und da im Roman angebracht wie Illustrationen oder Schlussvignetten. Solche Beschreibungen können wohl als Beweis für die große Darstellungskunst der Verfasser dienen, allein sie sind an und für sich nutzlos, zweckloses Beiwerk, welches das Interesse für den behandelten Gegenstand beeinträchtigt. Wenn man diese Beschreibungen überflüßigt, so gereicht dies den Werken nicht zum Nachtheil, sondern im Gegentheil, dieselben gewinnen dadurch oft ganz entschieden.

Die kunstvollen, eingehenden Schilderungen Balzac's dagegen fördern ganz wesentlich unser Verständniß der Charaktere und Handlungen, welche er vorführen will; weil seine Helden und Heldinnen in den oder jenen Verhältnissen leben, darum müssen sie die bestimmten, diesen Verhältnissen entsprechenden Leidenschaften entwickeln und entsprechend handeln.

Balzac's Gestalten werden ausnahmslos von einer Leidenschaft beherrscht, welche für sie zu einem physiologischen Fatum wird. Wenn sie auch den Keim

dazu mit auf die Welt gebracht haben, so entwickelt sie sich doch nur langsam, unter dem Einfluß der Verhältnisse der Umgebung. Hat sie jedoch einmal den Höhegrad ihrer Entwicklung erreicht, wie die Liebe bei Goriot, der Geiz bei Grandet, die Neigung zur wissenschaftlichen Forschung bei Balthazar Claes, die Eitelkeit bei Crebel, die geschlechtliche Similitude bei dem Baron Holot, so wird sie zur unumschränkten Herrscherin, die nacheinander alle übrigen Gefühle überwuchert und erstickt und die betreffende Person zum Monomanen macht. Balzac's Romane sind Spopfen der triumphirenden Leidenschaft: in ihnen wird der Mensch zum Spielzeug einer ihn beherrschenden und marternden Leidenschaft wie er in der griechischen Tragödie das Spielzeug einer Gottheit war, welche ihn durch ihre Befehle bald zum Verbrecher, bald zu heroischen Thaten trieb. Seit Meschulos und Shakespeare, welcher letzterer gleichfalls seine Helden einer Leidenschaft zum Opfer fallen, von ihr zerfleischt werden ließ, hat kein Schriftsteller die bis zum Paroxysmus, bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft mit der gleichen unerbittlichen Schärfe, der gleichen Macht der Darstellung gezeichnet, wie Balzac.

Zola behauptet, an Balzac anzuknüpfen, allein er unterscheidet sich von diesem durch Alles und Jedes: durch seine Philosophie, durch seine Sprache, durch die Art und Weise, wie er seine Beobachtungen macht, seine Romane ansarbeitet, seine Helden einführt und auftreten läßt und ihre Leidenschaften schildert. Ferner unterscheidet er sich von ihm durch ein seine Werke charakterisirendes neues Moment, das er zuerst in die Romanliteratur eingeführt hat, und das den Grund seiner unleugbaren Ueberlegenheit über die anderen modernen Romanschriftsteller bildet, obgleich er einigen von ihnen, wie Daudet an künstlerisch vollendeter Darstellung und Halévy an Geist und Feinheit der Beobachtung, nachsteht. Zola's Originalität beruht darin, daß er zeigt, wie der Mensch von einer sozialen Macht zu Boden gedrückt und zermalmt wird. Balzac hatte wohl, um mit Zola zu reden, „das ausgezeichnete Verdienst sich erworben, die ganze furchtbare Tragik, die mit dem Geld verwachsen ist, entfesselt zu haben,“ allein Zola ist der einzige moderne Schriftsteller, der mit voller Absicht den Versuch gewagt hat, darzustellen, wie der Mensch von einer sozialen Nothwendigkeit überwältigt und vernichtet wird.

Zur Zeit als Balzac schrieb (er starb im Jahre 1850), war die riesige Konzentration der Kapitalien, welche unsere Epoche charakterisirt, noch in ihren Anfängen begriffen, auch in Frankreich. Man kannte damals noch nicht die Riesenmagazine, welche die Länge ihrer Gänge nach Kilometern messen, die Zahl ihrer Verkäufer und Verkäuferinnen nach Tausenden beziffern, jene Riesenmagazine, in denen alle möglichen Handelsobjekte zentralisirt sind und in besonderen Abtheilungen feilgehalten werden, so daß man in ihnen ebensowohl Schreibbreiquisiten und Parfümerien wie Hausrath, Hüte und Anzüge, Handschuhe, Schuhe, Wäsche und Sattlerwaren findet. Damals gab es auch noch nicht Spinnereien, Webereien, Hüttenwerke und Hochöfen, die ein ganzes Volk von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen; man wußte ferner nichts von Finanzgesellschaften, die mit Zehnern und Hunderten von Millionen operiren. Wohl gab es einen Kampf ums Dasein, den es ja stets gegeben hat — wenngleich damals seine Theorie noch nicht formulirt und der jetzt gebräuchliche Ausdruck für die Thatsache noch nicht gefunden war — allein er zeigte eine andere Form und andere charakteristische Eigenthümlichkeiten als in unseren Tagen, wo er durch das Auftreten von ökonomischen Riesenorganismen, wie die, von denen die Rede gewesen, wesentlich modifizirt worden ist. Damals war der Kampf ums Dasein noch nicht demoralisirend; er degradirte den Menschen nicht, sondern entwickelte in ihm gewisse Vorzüge, wie Muth, Ausdauer, Klugheit, Vorsicht und Voraussicht, Ordnungssinn zc.

Balzac beobachtete und schilderte folglich Menschen, welche mit ihren eigenen physischen oder geistigen Kräften gegen einander kämpfen. Der Kampf ums Dasein, den die Menschen in jenen Tagen führten, wies eine große Nethullichkeit mit dem Kampf ums Dasein der Thiere auf, die einander in körperlichen Klingen mit Klauen und Zähnen, mit Gewandtheit und List zu überwinden suchen.

In unseren Tagen hat dagegen der Kampf ums Dasein einen anderen Charakter angenommen, der in dem Maße schärfer und ausgeprägter hervortritt, als sich die kapitalistische Zivilisation entwickelt. Der Kampf der einzelnen Menschen unter und miteinander wird durch den Kampf der ökonomischen Organismen (Banken, Fabriken, Minen, Eisenmagazine) unter einander abgelöst und beseitigt. Die Kraft und die Klugheit des Einzelnen verschwinden vor ihrer unwiderstehlichen Macht, die blind wie eine Naturkraft waltet. Der Mensch wird von ihrem Räderwerk ergriffen, in die Höhe gewirbelt, fortgeführt, wie ein Fanglein hin und her geschleudert, heute auf den Gipfel alles irdischen Glückes gehoben, morgen aus seiner Höhe heruntergestürzt, einem armseligen Strohhalme gleich mit Füßen getreten, ohne daß er ihnen mit Aufbietung all' seiner Klugheit, mit Ausspannung all' seiner Energie den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermöchte. Die ökonomische Nothwendigkeit tritt heutzutage dem Menschen übermächtig gegenüber. Die Kräfte, welche die Menschen zu Balzac's Zeit darauf verwendeten, dadurch in der Gesellschaft emporzukommen, daß sie auf die Schultern ihrer Konkurrenten kletterten, und über deren Leiber vorwärts marschirten, die müssen sie heute dransetzen, um elend und erbärmlich vegetiren zu können. Schritt für Schritt, wie sich der frühere Charakter des Kampfes ums Dasein der Menschen verloren, hat sich auch die Natur der Menschen selbst nothwendiger Weise verändert, sie ist niedriger, kleinlicher geworden.

Diese Verküppelung der verzweigten Menschen spiegelt sich in der modernen Romanliteratur wieder. Der Roman strotzt nicht mehr von tollen Abenteuern, in die sich der Held stürzt, wie ein wildes Thier in die Arena, um seine Kräfte an den wunderbarsten, ungewöhnlichsten Ereignissen siegreich zu erproben, zur großen Befriedigung des gefesselten Lesers, der in eigenen Innern die kühne Unersehbarkeit, die leidenschaftliche Gluth der ihm vorgezauberten Gestalten nachspürt, welche vor keiner der anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten zurückschrecken, mit denen ihr Weg absichtlich besät worden ist. Wenn die modernen Romanschriftsteller das Interesse befriedigen wollen, daß die Leser gewisser Klassen den Wechselfällen des Kampfes eines Individuums entgegenbringen, so wählen sie ihre Helden aus der Welt der Ganner und Gaukler, in der man noch Verhältnisse findet, die den Menschen der Zivilisation zwingen, mit der Verschlagenheit, dem Muth und der Grausamkeit eines Wilden um sein Dasein zu kämpfen. In den übrigen Kreisen der Gesellschaft ist der Kampf so farblos und einförmig, daß er jedes packenden Interesses ermangelt. Die Romanschriftsteller, welche für die sogenannten höheren und gebildeten Klassen schreiben, sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, jede dramatische Situation aus ihren Werken zu verbannen; für die höchste Kunst der neuen Schule gilt es, auf die Handlung zu verzichten, und da ihre Jünger keinen Sinn für Kritik und Philosophie besitzen, so sind ihre Werke bloße Uebungen sprachlicher Akrobatik, sie sind vollendete Schüler der Rhetorik. *)

*) Ein belgischer Romanschriftsteller, Camille Lemonnier, der die französische Sprache mit besonderer Virtuosität mißhandelt, ausrenkt und verrenkt, hat soeben aus einem seiner Romane, „Le Male“ („Der Mann“), der einen großen literarischen

Als sich Zola's Talent voll entfaltet hatte, besaß er den Muth, sich an die großen sozialen Erscheinungen und Vorgänge des modernen Lebens heranzuwagen; er machte den Versuch, die Wirkung zu schildern, welche die ökonomischen Organismen auf die moderne Menschheit ausüben.

In seinem „Au Bonheur des Dames“ (Zum Damenglück) führt uns der Verfasser in das Leben eines jener ökonomischen Ungeheuer, in ein Pariser Riesengeschäft ein. Er zeigt uns den Minotaurus, wie er die kleinen, in seiner Nachbarschaft gelegenen Läden verzehrt, ihre Kundschaft verschlingt, ihre Besitzer auffaßt, zu seinen Angestellten und Loharbeitern macht; wie er in seinen Unterthanen, den Kommiss, Verkäufern und Verkäuferinnen Interessen, Leidenschaften und Rivalitäten weckt und entwickelt, welche in anderen Verhältnissen unbekannt sind; wie er ihnen in den Tagen der Saisonausstellungen das Fieber, um jeden Preis zu verkaufen zu wollen, einhaucht, gerade wie das Angriffs-signal zu einem Seegefecht auf den Kriegsschiffen den Kampfesmuth entlammt.

In „Germinal“ (Steinmonat, der siebente Monat des Kalenders der Revolution) tritt uns das Bergwerk, tritt uns das unter der Erde hausende Ungeheuer entgegen, das Menschen, Pferde, Maschinen einschluckt und Kohlen ausspeit; das die Natur verwandelt, rings um seinen gähnenden Rachen die Atmosphäre verblickt und verpestet und die Vegetation tödtet; das Menschen heerdenartig zusammendrängt, die früher vereinzelt als kleinbäuerliche Grundeigenthümer lebten; das sie ihres Fleckchens Eigenthum beraubt, sie dazu verurtheilt, das Licht des Tags nicht mehr zu schauen und bei der bleichen, zitternden Flamme eines Lämpchens inmitten von tausend Gefahren zu leben, denen sie tagaus tagein Trost bieten, ohne sich auch nur ihres Muthes bewußt zu werden; in diesem Roman tritt uns das unter der Erde hausende Ungeheuer entgegen, das diese Menschen durch gemeinsames Leid und Glend, durch gemeinsame Qualen gegen den Kapitalisten eint, der wie der Gott Pascal's überall und nirgend's ist und sie zu Strikes, zu blutigen Kämpfen, zum Verbrechen treibt.

Dem Roman mit der Schilderung und Analyse der ökonomischen Riesen-

Erfolg hatte, ein vieraktiges Drama gemacht. Dieser Roman erzählt die Liebesgeschichte eines Wilddiebes, und es muß dem Verfasser schwer angekommen sein, zum Helden einen outlaw, einen außerhalb des Gesetzes stehenden Menschen zu wählen, der von stürmischer Leidenschaft bewegt wird und einen erbitterten Kampf mit den Autoritäten und gegen das Eigenthum führt. Der Wilddieb symbolisirt die Erde. Um das Drama durch einen heiteren Ton zu beleben, fügte der Autor eine Szene aus Henry Monnier ein — die modernen Schriftsteller sind nämlich traurig wie orientalische Klageweiber — die darstellt, wie zwei Bauern einen Kuhhandel abschließen, mit einander um den Preis feilschen und sich gegenseitig übers Ohr hauen. Die Szene erregte Heiterkeit und Lachen. Die Folge davon war, daß Lemouinier bedauerte, sie in sein Drama aufgenommen zu haben. Sein Protest gegen ihre Aufnahme durch das Publikum enthält eine für die neue literarische Schule charakteristische Stelle.

„Dies ist,“ äußert er sich, „eine Konzeßion an die aktuelle Mode, an den Geschmack des Publikums für das Materielle, für die Handlung voller Bewegung und Leben. . . Diese Handlung bleibt meines Erachtens der wunde Punkt des Stückes, denn sie stört die innige Harmonie zwischen der Erde und dem Geschöpf. Man mußte jedoch die Handlung dulden und sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten trösten, in denen es möglich sein wird, ein Stück ohne Handlung zu schreiben, das nur aus Mäncirungen, Bildern und schneller Entwicklung von Gefühlen und Gedanken besteht, ein Stück, welches das einheitliche und einfache Leben ohne die Verwicklungen darstellt, die wir darin anzubringen für nöthig erachten.“

organismen der Neuzeit und ihrer Einwirkung auf den Charakter und das Schicksal der Menschen neue Bahnen zu weisen, das war ein kühnes Unterfangen; der bloße Versuch seiner Verwirklichung stempelt Zola zum Neuerer und weist ihm in unserer modernen Literatur einen hervorragenden Platz, eine Sonderstellung an.

Allein der Roman dieses Schlags stellt dem Verfasser eine bei Weitem schwierigere Aufgabe, als die Liebes- und Ehebruchsgeschichten, welche die Tagesliteraten erzählen, die wohl vollendete Stilisten sind, sich dagegen durch eine ganz phänomenale Unkenntnis der Erscheinungen und Vorgänge des täglichen Lebens, das sie zu schildern behaupten, auszeichnen: abgesehen von ihrer Grammatik, ihrem Wörterbuch, etlichen Klatschgeschichten, die auf den großen Boulevards oder von Salon zu Salon kolportiert werden, sowie den unter der Rubrik „Verschiedenes“ in den Zeitungen stehenden Neuigkeiten und Polizeiberichten, wissen und kennen sie so wenig, daß man meinen sollte, sie wären soeben vom Monte gefallen. Um einen Roman der oben erwähnten Art so zu schreiben, wie er geschrieben sein sollte, müßte sein Verfasser in nächster Nähe eines dieser ökonomischen Ungeheuer gelebt, er müßte seine Natur, sein innerstes Wesen erfasst und durchdrungen, er müßte in seinem eigenen Fleisch des Ungeheims Klauen und Zähne gefühlt, er müßte vor Jorn über die Greuel, deren Urheber es ist, gezittert haben. Ein derartiger Autor ist bis jetzt noch nicht aufgetreten, ja es scheint uns unmöglich, daß er auftritt. Die Menschen, welche den Räderwerk, den Produktionsmechanismen einverleibt werden, sind durch Ueberarbeit und Glend auf eine so niedrige Stufe gesunken, so stumpfsinnig geworden, daß sie nur noch die Kraft besitzen, zu leiden, aber nicht die Fähigkeit, ihre Leiden zu erzählen. Die unwüchsigsten Männer, welche die Klade und andere Heldengedichte, die zu den schönsten Blüten des menschlichen Geistes zählen, geschaffen haben, waren unwissend und ungebildet; unwissender und ungebildeter als die Proletarier unserer Tage, welche lesen und zuweilen sogar schreiben können, allein sie besaßen poetisches Genie: sie sangen von ihren Freuden und Leiden, von ihrer Liebe und ihrem Haß, von ihren Festen und Kämpfen. Dem zu einem Anhängsel des großindustriellen Produktionsmechanismus gewordenen Proletarier ist die glänzende Gabe des poetischen Darstellungsvermögens abhanden gekommen, eine Gabe, die den Wilden und Barbaren, ja sogar noch den nur halbzivilisierten Bauer der Bretagne auszeichnet. Die Sprache der modernen Lohnarbeiter ist in beflagenswerthester Weise derart verarmt, daß sie heutigen Tags nur noch einige hundert Worte enthält, mittelst derer die dringendsten Bedürfnisse und die einfachsten Gefühle zum Ausdruck gebracht werden. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wird das Französisch des Volks wie der Literatur ärmer und ärmer an Worten und Ausdrücken; diese Thatsache ist ein charakteristisches Symptom für die zunehmende Verkümmernng der Menschen.

Der soziale Roman, wie wir ihn weiter oben gekennzeichnet, kann also nur von Jemand geschrieben werden, der dem Leben der Lohnarbeiter, das er schildern soll, fremd, unbetheiligt, als bloßer Beobachter gegenübersteht. Ein Gelehrter, welcher sich längere Zeit mit dem Studium des Betriebes der modernen ökonomischen Organismen beschäftigt, der beobachtet hat, welche furchtbaren Folgen sie für die Arbeitermasse zeitigen, könnte wohl an diese Aufgabe herantreten, wenn heutigen Tags die Gelehrten nicht in ihren wissenschaftlichen Spezialitäten gleichsam wie eingemauert wären und sich als unfähig erwiesen, ihren Forschungen zeitweilig den Rücken zu kehren, um die Phänomene des sozialen Lebens ihrer Zeit künstlerisch gestaltet darzustellen. Es ist mithin unvermeidlich, unausbleiblich, daß diese Aufgabe Belletristen zufällt, welche auf sie

in Folge ihrer geringen praktischen Kenntnisse, der Art und Weise ihres Lebens und ihres Denkens in der Regel durchaus nicht vorbereitet sind. Es fehlt ihnen an Erfahrung, und sie beobachten die Menschen und Dinge der zu schildernden Welt nur oberflächlich. Obgleich sie sich damit brüsten, daß sie das wirkliche Leben malen, bleibt ihr Blick doch ausschließlich auf der Außenseite der Dinge haften, sie erfassen das sich vor ihnen abrollende Schauspiel des alltäglichen Lebens nur in seinen oberflächlichsten, äußerlichsten Momenten. Brunetiére, der Kritiker der „Revue des Deux-Mondes,“ sagt mit Recht von ihnen: „Ihr Auge und ihre Hand sind derart beschaffen, daß sie nur Das sehen, beobachten und wiedergeben, was sie für ganz besonders geeignet erachten, die Neugier des Publikums zu erregen, an das sie sich wenden.“ — Leider muß konstatiert werden, daß Zola in der Beziehung keine Ausnahme von seinen Kollegen macht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauer und das Wild in Mecklenburg.

Von Max Schippel.

In den vierziger Jahren schrieb ein warmer Freund des Staates mit dem gekrönten Ochsenkopf im Wappen, daß die „Zeitschwingungen sich immer nur langsam und milde nach Mecklenburg verbreiten.“ Er dachte dabei an die heute überwundenen Kurfürstkämpfe zwischen den adelichen und bürgerlichen Mittergutsbesitzern, und an Fragen wie die, ob der landtägige Protokollführer nur durch Akklamation oder auch durch Stimmzettel gewählt werden könne, Kämpfe und Fragen, die damals die ganze Bevölkerung in athemlose Aufregung versetzten.

Es haben sich unterdeß selbst im Obotritenlande viele Verhältnisse geändert, aber das Verhältniß zu den Zeitschwingungen ist daselbe geblieben. Höchstens daß heute Mecklenburg mitunter nur noch langsamer nachkommen kann.

Wir werden in nächster Zeit Gelegenheit nehmen, eingehender über manche altherwürdige mecklenburgische Besonderheit zu sprechen, und wollen darum heute das Gebiet der Jagdberechtigungen nicht überschreiten. Eine Eingabe an den deutschen Reichstag, den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches betreffend, schildert uns die hier noch herrschenden, wahrhaft mittelalterlichen Zustände mit wünschenswerthester Deutlichkeit und Anschaulichkeit.

Doch zuvor einige Worte über die Agrarverfassung des Landes, das so glücklich ist, in seiner politischen Verfassung noch keine gewählte Volksvertretung zu kennen.

Als überall die Bauern mit mehr oder weniger schweren Verlusten an Geld und Land zu freien Eigentümern gemacht wurden, da milderte Mecklenburg diese Zeitschwingung dahin, daß es zwar die Frohndienste und die Leibeigenschaft formell beseitigte, aber den Bauer nur zum Pächter machte, dessen Pächtherrn der Landesvater, der Mittergutsbesitzer oder die Kloster- und Stadtverwaltung sind. Die — allerdings meist erbliche, nicht wie in Irland ganz kurzfristige — Pacht bildet in Mecklenburg-Schwerin die fast ausschließliche Form des bäuerlichen Besitzes, im weit ausgebreiteten Domanium sowohl wie im Bereiche der Mitterschaft und der drei Landesklöster.

Nun mag es auf dem Papier noch so schön stehen, daß jeder Eigentümer das Jagdrecht auf seinem Lande hat, bei den verzwickten Agrarverhältnissen Mecklenburgs bedeutet das thatsächlich den Fortbestand der feudalen Jagdberechtigung